Nun und weiß.

Novellette von Marie Stahl.

„Bleib nur noch ein halbes Stündchen," bat der Kranke, „jetzt kommt die Dämmerstunde, in der Dämmerstunde bin ich nicht gern allein."

Ich setzte mich noch einmal neben den alten, mit Kissen bepackten Sessel, in dem mein Freund lag.

Es war eine trübselige Geschichte. Er konnte das Trinken nicht lassen und der Trunk brachte immer Rückfälle eines alten Leidens, das selbst seine starke Natur endlich aufreiben mußte. Trotz seiner wahrhaft genialen Begabung war er ein körperlich und geistig zerrütteter Mann, der unter dem Druck dürftiger Verhältnisse lebte.

Von fern schlug eine Thurmuhr die Feierabendstunde und mit der warmen, dunkelblauen Sommerluft schwebte leise die Dämmerung in das offene Fenster.

„Siehst Du," sagte Erwin Kienhart, „es geht um in der Dämmerung."

„Was geht um?" fragte ich ohne Verständniß. Unwillkürlich blickte ich auf die Straße hinunter.

Er schüttelte leicht den Kopf.

„Das, was Niemand weiß."

Dabei sank er in sich zusammen und starrte mit einem visionären Blick ins Leere.

„Geheimnisse gehen um," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, wie man eine vertrauliche Mittheilung macht, als ich beklommen schwieg. „Weißt Du nicht, daß wir in der Dämmerstunde die Schatten sehen von den Erinnerungen, die Niemand außer uns weiß?"

Es war todtenstill in dem kleinen, schwülen Zimmer, das nach Jodoform und Essigäther roch. Der Singsang der spielenden Kinder auf der Straße tönte nur summend bis zu unserer Höhe, in das vierte Stockwerk hinauf.

Ueber den Dächern, in dem grauen Dunstkreis des Horizonts, den der heiße Sommertag über die Stadt gelegert, zuckte zuweilen ein schwacher, röthlicher Schein auf, wie weltenfernes Wetterleuchten.

Erwin horchte eine Weile hinaus.

„Die Kinder auf der Straße wissen es," fuhr er in derselben geheimnißvollen Weise fort. „Sie ducken sich zusammen und hocken eng beieinander auf den Thürschwellen, unter den Thorbögen und auf den Treppen. Sie sehen nichts, aber sie fühlen ein Gruseln, wenn die Schatten bei ihnen vorüberhuschen und flüsternd erzählen sie sich alte Gespenstergeschichten. Oder sie lärmen und singen, um das Grauen zu verscheuchen.

Ich war auch nur ein großes Kind, das sich fürchtet, wenn ich um die Stunde dahin ging, wo gelärmt und gezecht wurde, um die Schatten zu verscheuchen — na — und Du weißt ja — ist man erst einmal dabei, kommt man nicht wieder los."

Wieder eine Pause.

Hinter der Wand in der Nachbarwohnung tönte ein leises, regelmäßiges Pochen. Es mochte ein Flickschuster sein.

Erwin nickte vor sich hin.

„Sie klopfen an, hörst Du nicht?"

Poch, poch, poch — dann war Alles still.

Ein Wagen rollte durch die stille Straße, es klang wie das vornehme Rollen einer Equipage.

Der Kranke horchte auf und lächelte eigenthümlich.

„Da fährt die stolze Frau hin," sagte er, mit dem Daumen über die Schulter greifend, „sie kommt wahrscheinlich aus der Vereinssitzung, wo sie präsidirt hat.

Für heute Abend hat der Herr Gemahl ein paar hohe Beamte und Würdenträger zur Tafel geladen, aber ehe die Gäste kommen, will sie ein wenig von der anstrengenden Sitzung ruhen, in der die Kostenfrage einer Correctionsanstalt für verwahrloste Kinder viel Schwierigkeiten machte. Nun liegt sie in dem tiefen Sessel ihres kleinen Salons und die Dämmerung spinnt sie ein.

Hinter dem großen Schirm von chinesischer Seide mit den gestickten goldenen Reihern und Ahornblättern kommt es hervor wie ein Schatten, und auf dem Porphyrsockel der Bronzestatuette einer Bajadere hockt es wie eine verschleierte Gestalt.

Langsam hebt es den schleppenden Schleier und heftet den unentrinnbaren, magischen Blick auf die einsame Frau, die sich im Zauberbann der Dämmerung fangen ließ.

„Ich bin die Erinnerung, die am Tage der Lärm und der Glanz Deines Hauses verscheucht und die Nachts nur als dunkler Traum über Deinem Lager schwebte, aber in der Dämmerstunde wache ich," flüsterte der gespenstische Schatten. „Hier kannst Du mich nicht verscheuchen. Ich erzähle Dir haarklein, was Du vergessen möchtest, das, was Niemand weiß." Die stolze Frau liegt bleich und regungslos, sie athmet schwer in dem schwülen Hauch des sinkenden Abends.

Und die Erinnerung erzählt:

„Kennst Du noch das alte Schloß, weit draußen im flachen Land, wo der Himmel so hoch und weit ist, mit dem bröckelnden Wappen über dem Portal, in der blühenden Gartenwildniß? Kennst Du das stille Dorf, unter Obstbäumen versteckt, zwischen Moorwiesen und hochwogenden Roggenbreiten?

Siehst Du den blauen Sommerabend dämmern und den Rauch aus den Hütten steigen? Die Heerden ziehen heimwärts und die Schnitter kehren singend vom Feld zurück.

Kennst Du das Mädchen mit dem wilden Gelock und den heißen Wangen, das sich Abends fortstiehlt aus dem hohen, leeren Gartensaal mit der steifen, verblichenen Pracht, wo die alten Herrschaften sich die langen Sommertage in mürrischer Langeweile mit Bezique und Mariage vertreiben und sich über den verlorenen Glanz und Wohlstand der Familie Leber- und Gallenleiden angeärgert haben?

Stundenlang nichts als das Rascheln der Kartenblätter, die eintönige Formel des Spiels, und ab und zu das Surren eines Nachtfalters, der todestrunken nach dem Milchglaslicht der Lampe taumelt.

Unten im Hof, vor den Ställen, eine Ziehharmonika, die einen schleppenden, wehmüthigen Walzer spielt.

Der Abend ist schwül, er hat die Gluth des Tages nicht gekühlt. Sein brünstiger Hauch lagert noch unter dem tief hängenden Gezweig des Gartens und lockt betäubende Düfte aus den vollblühenden Rosen, die ihre großen, leuchtenden Kelche weit aufthun, bis sie sich vor Wollust entblättern.

Irgend wo rauscht ein müder Brunnen und aus den Moorwiesen tönt der langgezogene Schrei eines Sumpfvogels.

Durch die dunklen Laubgänge huscht eine weiße Gestalt mit beflügeltem Schritt.

Kennst Du die kleine, dunkle Jasminlaube, vor der Malven und Sonnenblumen feierlich, hoch und kerzengerade, mit gespreizten Blättern, wie Wächter stehen?

Die Kieswege zu dem lauschigen Versteck sind mit Gras verwachsen und die Heimchen zirpen schrill in dem hochwuchernden Unkraut auf den Beeten.

Siehst Du den Jüngling in dem dunklen Thorbogen der Laube stehen?

Er gleicht dem Sommertag mit seinem Sonnenlächeln und die Gluth seiner Augen dem blauen Feuer des Sonnenhimmels.

Er gleicht dem Baum, der in Blüthe steht.

Die Malven und Sonnenblumen starren mit weit offenen Blumenaugen auf die lichte Gestalt, die durch ihre leise krachenden Blätter schlüpft.

Ein Schrei weckt das Schweigen der Gartenwildniß und bleibt in der brütenden Schwüle, unter dem Geträuch hängen. Es klingt, als schrie ein Hirsch nach frischem Wasser.

Siehst Du das junge Menschenpaar in seligem Umfangen?

Sie sprechen nicht, sie athmen nicht, sie jubeln nicht, sie klagen nicht, sie lachen nicht, sie weinen nicht.

Nichts, nichts als ein einziger Kuß, nichts, nichts als der eine, heilige Kuß, in dem die Lust und das Weh des Weltalls gipfelt.

Die Sonnenblumen regen sich nicht, sehnsüchtig blicken die goldenen Blumenhäupter nach Osten und warten des aufgehenden Tagesgestirns."

Die stolze Frau im Sessel hat sich langsam aufgerichtet und vorgebeugt, kann sie keinen Blick von der Erinnerung wenden. Sie ist furchtbar bleich und doch trocknet sie mit dem Spitzentüchlein die feuchte Stirn.

Und die Erinnerung erzählt weiter:

„Siehst Du noch den blassen Herbsttag durch die Gardinen dämmern, der Dein Hochzeitstag war?

Das Haus voll Gäste und frohen Festlärm, denn Ehre, hohe Ehre sollte ihm widerfahren.

Seine brüchigen Mauern sollten wieder fest und der erblindete Glanz seines Wappenschildes aufgefrischt werden.

Der Bräutigam hatte Gold und Ehre genug, um alles Schadhafte neu zu machen.

Weißt Du noch, wie Du im schimmernden Brautgewand standest und Dir den jungfräulichen Kranz um die Stirn wandest?

Da kam, was Du gefürchtet. Dein Bräutigam ließ Dich rufen und als Du sein Zimmer betratst, waren zwei Männer darin.

„Kennst Du diesen Mann?" fragte er. Dein Verlobter.

Und ohne mit der Wimper zu zucken, sagtest Du: „Nein, ich kenne ihn nicht."

Du brachst nicht zusammen unter seinem Blick.

Ach, und Du standest vor dem Betäubten so berückend schön wie das Verderben!

„Vielleicht — es wäre möglich — aber ich erinnere mich nicht," fügtest Du mit vollendeter Verstellung hinzu.

Dein Bräutigam warf einen befremdeten, fragenden Blick auf den Unbekannten.

„Dieser Herr wünscht Dir in meiner Gegenwart etwas zu sagen."

Da wandtest Du ihm das Gesicht voll zu und aus den weißen Schleierwolken sahen ihn Deine Augen mit der Todesangst und dem Haß an, den das Opfer vor seinem Henker empfindet.

Er verneigte sich.

„Ich bitte um Verzeihung — es war ein Irrthum — auch ich kenne diese Dame nicht."

Er ging und Du ließest ihn gehen.

Jeder Nerv an Dir bebte, aber gleichgültig streiftest Du die weißen Handschuh über und sagtest achselzuckend:

„Man kann sich nicht all dieser kleinen Leute erinnern — es thut mir leid — er hat es mir übel genommen, wahrscheinlich ein früherer Beamter von Papa, der mir Glück wünschen wollte."

„Unbegreifliche Impertinenz," rief Dein Verlobter zornig, „verzeih nur, daß ich Dich belästigte, aber er hatte eine so sonderbare Art, daß ich glauben mußte, es sei etwas Wichtiges. Es schien mir indessen gleich unbenkbar, daß Du Beziehungen zu diesem Maschinenbauer hattest."

Die Glocken erhoben ihr feierliches Geläut.

„Gnädige Frau Gräfin, der Herr Graf lassen bitten —"

Mit dem galonirten Lakai dringt von außen ein Lichtstrom in das dämmerdunkle Zimmer. Die Gräfin schreckt auf und erhebt sich. Der Porphyrsockel ist leer — der Schatten der Erinnerung zerfloß wie Nebel vor dem eindringenden Licht.

Niemand weiß es.

Erwin Kienhart sank in die Kissen zurück und forderte zu trinken.

Seine Lippen waren trocken und er trank gierig.

„Siehst Du, wenn ich allein bin — poch, poch, poch — da klopft es an in der Dämmerstunde und dort hinter dem alten, wackligen Kleiderspind, in dem der Holzwurm pickt, kriecht es hervor. Auf dem zerschlissenen Schemel hockt es und sieht mich an mit bannendem Blick — — —"

Poch, poch, poch, tönte es hinter der Thür.

Unwillkürlich fuhr ich zusammen und starrte nach der dunklen Schrankecke, in der Erwartung, den gespenstischen Schatten zu sehen.

Aber es war nur die alte Wirthin, die hereingeschlürft kam und die Lampe brachte.

Der Zauber der Dämmerstunde war gebrochen.

Der Myrtenstock.

Novellette von Martha Renate Fischer.

Das Hausmädchen, das noch nicht sonderlich geschult war, meldete dem Herrn Geheimrath einen Herrn, der ihn zu sprechen wünsche.

Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, stand Großpapa auf und begab sich in den Salon, wo er einen jungen Mann vorfand im feierlichen Visitenanzug.

„Herr Studiosus Buchse, wenn ich nicht irre."

„Doktor Buchse, Herr Geheimrath." Doktor Buchse hielt seine Karte in der Hand, die das Mädchen ihm nicht abgenommen hatte.

„Freut mich! gratuliere."

Aber ehe Großpapa noch fragen konnte, was gefällig sei, ging Doktor Buchse schon auf sein Ziel los: er bat um die Ehre, in dem Hause des Herrn Geheimraths empfangen zu werden; denn — — — der Sache kurzer Sinn war der, daß Doktor Buchse sich um Fräulein Rose, des Geheimraths Enkelin, bewerben wollte.

Großpapa musterte den jungen Mann, den er flüchtig vor einiger Zeit bei Bekannten gesehen hatte. Er war wohl gebaut, mit freien, lebendigen Gesichtszügen.

„Wo haben Sie meine Enkelin kennen gelernt?" fragte der alte Herr.

Ja — das war nun etwas von langer Hand — durch die Freundin einer Freundin.

„Wann?"

„Vor zwei Jahren."

„Haben Sie — — —"

Der junge Mann fiel ein: „Ich traf danach Fräulein Rose einmal auf der Straße und begleitete sie heim. Dann sah ich sie wieder und — — als ich mein Examen gemacht hatte, — — ja — —" Nun, die jungen Leute waren einig.

„Seit wann, mein Herr?"

„Seit gestern, Herr Geheimrath."

„Und wie denken Sie denn nun, daß sich die Sache entwickeln soll?"

„Herr Geheimrath gestatten. — Ich gehe ein Jahr zur Charitee als Hilfsarzt und — —"

„Danach möchten Sie heirathen, wenn es sein kann."

„Ja."

„Haben Sie Vermögen?"

„Sechszehntausend Mark."

„Wissen Sie, daß meine Enkelin mittellos ist?"

„Ja."

„Aber Sie haben gedacht, da ich in dem Ruf stehe, ein reicher Mann zu sein, so könnte ich ihr eine Mitgift geben."

„Ja, das habe ich gedacht."

„Und wenn es nicht geschieht?"

„Dann würde ich eine Stellung als Schiffsarzt annehmen — ein paar Jahre zur See bleiben — Geld sparen — mich niederlassen und heirathen. Bis dann die Praxis in Gang kommt, hätte man was zuzusetzen."

„Haben Sie Verwandte?"

„Eine Schwester, die an einen Kaufmann in der Provinz verheirathet ist."

„Was war Ihr Vater?"

„Landmann."

„Ja, mein lieber Herr Doktor," sagte der Geheimrath, „ich lasse es dahingestellt, ob ich meiner Enkelin eines Tages eine Mitgift geben werde. — Dann habe ich auch gegen Sie als Bewerber nichts einzuwenden. — Aber ich kann nicht gestatten, daß Rose sich auf's Ungewisse bindet. Ihre Liebe kann vergehen — Roses Neigung kann verflattern — und — im besten Sinne gesprochen und ganz wohlmeinend — aber ich kann Ihnen mein Haus nicht öffnen: ich muß Sie sogar um Ihr Ehrenwort bitten, daß Sie mit Rose keine Zusammenkunft suchen werden — auch Briefwechsel kann ich nicht erlauben. — Sie werden Ihr Jahr in der Charitee durchmachen, darauf drei Jahre zur See gehen. Nach dieser Zeit wird es mir angenehm sein, von Ihnen zu hören. Möglich, daß Rose dann schon verheirathet ist, oder daß Sie gebunden sind. In jedem Falle werde ich mich als Mensch freuen, dem anständigen Menschen gegenüber, Sie zu begrüßen, im besonderen Falle können Sie Ihre Bewerbung erneuern."

Der Geheimrath stand auf. Auch Doktor Buchse erhob sich.

„Ich kann Ihnen nur mein Wort geben, Herr Geheimrath," sagte er nach kurzem Erwägen, „Rose nicht wiederzusehen, keinen Briefwechsel und keine Verbindung mit ihr zu unterhalten und zu suchen, wenn mir Herr Geheimrath gestatten wollen, ihr Lebewohl zu sagen — wenn es sein muß, in Herrn Geheimraths Gegenwart. — Sie machen aus der Wartezeit, die sich von selbst ergeben hätte, eine Prüfungszeit, — ich aber darf nicht zugeben — — —"

Der Geheimrath lächelte humoristisch, mit Wohlgefallen.

„Nein! nein! Sie sollen nicht betrogen werden!" lud ihn ein, zu folgen und führte ihn den Damen zu, seiner Gattin und seiner Enkelin, die im luftigen Balkongemach, das in liebenswürdiger, altväterischer Weise möblirt war, bei Lektüre und Handarbeit saßen.

Der Geheimrath sagte: „Hier, Großmama, bringe ich dir den Doktor Buchse, der soeben bei mir um Roses Hand angehalten hat." Darauf erzählte er den Inhalt der stattgehabten Unterredung, sagte, er bringe den Doktor mit, damit er sich von Rose verabschieden könne, und sprach zum Schlusse: „Da kommen zwei Kinder zu mir und wollen heirathen. Und die Kinder kennen sich selber nicht. Laßt erst einmal das Leben an euch herantreten, ihr jungen Leute! Möglicherweise steckt in dem Doktor ein Licht der Wissenschaft, und er findet sich in kurzer Zeit zu groß und zu sehr des Erreichens werth für unsere kleine, einfältige Rose."

„Herr Geheimrath!" fiel der junge Arzt mit Vorwurf ein.

„Oder aber Rose entdeckt das interessante Mädchen und die Balltönigin in sich und schraubt ihre Ansprüche höher, als sie ein einfacher Arzt mit bescheidener Praxis befriedigen kann."

„Großpapa!" protestirte Rose mit Thränen.

„Lernt die Welt kennen! Lernt euch selber kennen, ihr jungen Leute! Und denkt nicht daran, euer Nest zu bauen, ehe ihr nicht ungefähr sicher seid, daß ihr auch friedlich darin miteinander hausen werdet. Und nur miteinander! und ohne Blicken nach des Nachbars Weib und nach der Nachbarin Mann! Und nun, mein junger Freund — —" der Geheimrath stand auf und reichte dem jungen Mann die Hand.

Doktor Buchse ergriff sie, sah den alten Herrn straff ins Angesicht und versetzte: „Ich bitte um die Vergünstigung, Herr Geheimrath, Fräulein Rose ein Zeichen der Erinnerung und meiner festen Hoffnung übersenden zu dürfen."

„Einen Ring? Nein!" sagte der alte Herr knapp.

Doktor Buchse verlor nicht den Kopf.

„Vielleicht sonst ein Erinnerungszeichen — ein Kettchen, oder — — das thut ja doch schließlich jeder Freund — sogar ein gleichgültiger Mensch, bei passender Gelegenheit — etwa Vielliebchen."

„Nein! nein! Höchstens — nun — vielleicht — einen Strauß."

Der Doktor verneigte sich, bückte sich dann über Roses Hand, die er innig küßte. Seine Augen sahen sie voll zärtlicher Liebe und voll festen Vertrauens an. Der Blick, der den Großpapa traf, drückte unbedingten Respekt aus und ebenso viel Durchtriebenheit.

Am folgenden Tage wurde bei dem Geheimrath ein kugelrundes Sträußchen abgegeben.

Der begleitende Brief lautete:

„Hochverehrter Herr Geheimrath!

Das beigefügte Sträußchen bitte ich Sie unterthänigst, Ihrem Fräulein Enkelin, meiner lieben Rose, als Abschiedsgruß von mir überreichen zu wollen. — Ich fand kein passenderes.

Ihrer Generosität vertrauend, mit vollkommenster Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

Doktor Buchse."

Das kugelrunde Sträußchen war von blühender Myrte und steckte in einer lichten Seidentüte, an die eine rosa Rose gebunden war. Als der alte Herr die Tüte ein wenig lockerte, sah er, daß das Sträußchen Wurzeln hatte.

* * *

Es waren vier Jahre vergangen.

Rose hatte Doktor Buchse nicht wiedergesehen. Aber sie hatte von ihm gehört — zweimal.

Großmama war eine alte, gütige Frau gewesen und hatte ihr mitgetheilt, daß er sein Jahr in der Charitee durchgemacht habe, danach unter Großpapas Beihilfe Kontrakt auf 2 Jahre mit einem Rheder als Schiffsarzt eingegangen sei. Dann hatte er eine stark — stark verantwortliche Stellung in einem Krankenhaus zu Leipzig angenommen. Alles unter Großpapas Beihilfe! ohne daß Doktor Buchse die Beihilfe merkte. Denn Großpapa hatte lange Hände. Was hatte er für Verbindungen und was konnte er für Konnexionen aufbieten! Und Großmama zählte die Konnexionen her, was eine ganze Weile dauerte. Ihre Mittheilung hatte sie gemacht, wie man ein Geheimniß anvertraut, welches den Hals kosten kann.

Die zweite Nachricht über Doktor Buchse erhielt Rose auf der Kaffeegesellschaft einer ihrer Freundinnen.

Die Freundin sagte zu ihr: „Du! sage 'mal! erinnerst du dich eigentlich an den Buchse mit dem blonden Schnurrbart, den Studenten, der dir die Cour machte? Denke 'mal, der ist jetzt Arzt am Krankenhause zu Leipzig — so 'was wie Oberarzt, bloß der Chefarzt oder der Professor ist noch drüber. Na, von dem wirst du heute was hören. Die Emmy Sunders ist hier, ein kleines sächsisches Fräulein — ei herrcheses! — schwarz, und der Vater ist Doktor. Da verkehrt Buchse."

Nachher hörte Rose von Fräulein Sunders, was für ein großer Mann theils in Doktor Buchse noch schlummere, theils bereits zum Leben erstanden sei — und was für ein schöner Mann! Er sei einfach unvernünftig schön — der Bart und die Augen und der ganze Mensch, wie er ging und stand.

Beim Abschied sagte ihr noch die Freundin: „Das kleine Thierchen (sie meinte das Sachsenmädchen) ist dir doch beinahe unanständig verschossen. Was? Na, sie ist ein Goldfisch und kann sich's leisten. Unser schöner Student sitzt fest."

Jubelnd vor Stolz über die Preisung des Auserwählten, weinend aus der Zagequal ihres armen Herzens, kam Rose zu Hause an.

Sie hatte sich nicht zum interessanten Fräulein und Balltönigin herausgebildet: sie war Haustöchterchen geblieben. Aber sie hatte sich aus einem achtzehnjährigen schwanken, hüpfenden Mädchen zu einem herrlichen, ruhigstolzen Mädchen entwickelt. Sie war größer geworden, breiter, ihr blondes Haar noch leuchtender und zu dem Schelm in ihren blauen Augen war die Seele emporgestiegen, und beide hausten miteinander.

Auch das bewurzelte Myrtensträußchen hatte sich verändert, es war zu einem kraftstrotzenden Bäumchen geworden, dessen Blättergabe gerade ausreichen möchte zu einem runden züchtigen Brautkränzchen.

Rose hatte ihren Myrtenstock mit aller Liebe gepflegt.

Sie hatte ein Buch für Zimmergärtnerei gekauft und behandelte den kleinen Propheten ihrer Liebeshoffnungen. Sie pflegte den Baum, wie wenn er ein Kind wäre, maß ihm Luft und Sonne und Nahrung und Wärme zu nach Erforderlichkeit. So gedieh er denn und war in seiner Pracht das Zeichen von des Liebsten Treue.

Sie erzählte sich auch was mit dem Myrtenstöckchen.

Sie sagte: „Was mag er jetzt wohl thun, mein Bäumchen? Jetzt denkt er an uns, an dich und an mich." Oder sie sagte „Du! ich wünsch dir gute Nacht. Und nun wünschen wir ihm beide gute Nacht — du weißt schon, wem." Und im Winter, wenn das Stöckchen nebenan im ungeheizten Zimmer stand, fragte sie es: „Ist es dir auch nicht zu kalt, du? Was meinst du, wie kalt er es mitunter hat. Sei nur brav und ruhe dich, damit du im Sommer tüchtig wachsen kannst."

Als sie aus der Gesellschaft ihrer Freundin kam, setzte sie den Myrtenstock auf ihre Kniee, umfaßte den Topf mit beiden Händen und sagte:

„Du! ich muß dir erzählen! Diese Emmy — so ein flattriges, quecksilbriges Ding und hat die Courage! Die große Courage! sage ich dir: sie ist toll nach ihm." Und erzählte so alles, was die Freundin ihr mitgetheilt hatte. „Nun, was meinst du? — Ich sage: nein! und du sagst auch: nein! Er bleibt seiner einfältigen Rose getreu. Sag' doch! so ein Mann wie der ist."

Rose hielt sich fast während ihrer ganzen freien Zeit im luftigen Balkonzimmer mit den lieben altväterischen Möbeln auf. Da hatte er ja auch gesessen, da hatte sie ihn zuletzt gesehen. Und dann stand auch auf der breiten Balkonbrüstung im Sommer der Großmama Blumenflor, der Myrtenstock darunter, gerade in der Mitte, so daß ihn Rose von jeder Stelle des Zimmers aus erblicken konnte, ob sie nun mit der Handarbeit in der offenen Thür saß, ob sie der Großmama, die im Sofa lehnte, vorlas, oder ob sie im Schreibtischwinkel, wo das Spieltischchen stand, mit dem Großpapa Schach spielte.

Der Frühling war gekommen, erst langsam, kühl, gleichsam horchend und erwägend, wie ein vorsichtiger Freier, dann plötzlich über Nacht mit Sonnengluth wie ein Stürmisch-Liebender.

Die große Hitze hielt nur zwei Tage an. Dann wurde die Luft dunkel, der Himmel bedeckte sich und es gewitterte rundherum. Nach einem Tag der Kälte kam dann das rechte, frohe, lebertreibende Frühlingswetter.

Auf ihren Spaziergängen fand Rose die Grabenränder mit Butterblumen besetzt, eine gelbe Pracht lief den ganzen Bord dahin. Die Saat war beinahe spannehoch. Die frisch gepflügte Ackerkrume sah warm und voll nach treibendem Leben aus. Die Ahorn-Alleen zeigten Blättchen, roth und zart, wie wenn es Blüthen wären. Die Rüstern standen in feinen gelblichen Schleiern, die Linden im jubelnden Grünblätterschmuck. Und auch ihr Bäumchen trieb, ihr stolzes Myrtenbäumchen.

Rose hatte es auf die Balkonbrüstung getragen, und da stand es nun traus und dick und fröhlich nach der Winterhaft.

„Mein wackeres Stämmchen," sagte Rose, „er muß ja nun kommen, heute oder morgen, mich dünkt, die Zeit muß nun sein — bald wohl erst? was? Ach! Er braucht's nicht so genau zu nehmen. Wenn er jetzt da die Straße herauf käme, und nun durch die Gartenpforte, und nun ins Haus, und zuletzt in die Balkonstube — —! Denn da hänge ich ihm gleich am Halse! Und was meinst du? Er fragt auch zuerst nach mir, nachher kommt erst das brave Myrtenstöckchen an die Reihe. Nun pute dich ein wenig, schluck' deine Luft ein, damit du hübsch dick wirst."

Aber der Myrtenstock that nicht desgleichen. Als ihn Rose am Abend betrachtete, schien es ihr, er sei dünner geworden — und am andern Tag noch mehr — und zuletzt sah er beinahe jämmerlich aus — gerade wie wenn die Zweiglein die viele starke Luft nicht aushielten und verschwänden darunter.

Rose sagte mit schluchzender Stimme: Aber mein Myrtenstöckchen, mein liebes, braves Myrtenstöckchen, sag' doch, was du machst? Du treibst neue Blätter und siehst doch aus, als ob du vergehen möchtest. Die grünen Blätter sind meine Liebe, und daß du verschwindest und vergehst, weil seine Treue doch nicht standgehalten hat. Ach! Ich bitte dich! Habe Erbarmen! Stemme deine Zweiglein und sprieße wieder! Sag' doch — ich möcht' dich ja mit meinen Thränen begießen."

Am nächsten Tage sah der Myrtenstock noch viel hagerer aus.

Rose sagte zur Großmama: „Nun ist die Zeit um, ich denke, er kann jeden Tag kommen und da sieh dies Omen! Mein Myrtenbäumchen geht ein."

„Es treibt ja doch," sagte die alte Frau.

Rose stellte das Bäumchen auf den Balkon zurück, setzte sich still in die offene Thür und sah in den Frühling hinaus.

Da hörte sie es: „Piep! piep!" blickte der Stimme nach und sah ein dickes Spatzenmännchen auf der Brüstung sitzen, im rostbraunen Rock, grauer Weste und schwarzer Kravatte. Mit der Wäsche ging die Spatzin knauserig um; denn es war nur ein feines, weißes Kragenstreifchen zu sehen.

Der dicke Spatzenherr schrie wieder fein „Piep!" mit einem ungeduldigen Rucken des Köpfchens, es flatterte in der Luft, und die Spatzin war da, im rostbrauner Gewand, mit grauem Besatz, ein kleines, drolles, unverschämtes Frauenzimmer.

Der Spatz sagte zu seiner Frau: „Vorwärts! mach los!"

„Fang du an!" sprach das Spatzenweibchen.

„Schrei nicht so!" sagte der Mann.

„Ja, da sitzt eine!" antwortete die Frau. „Komm!" sagte sie noch, „wollen lieber auf's Feld fliegen."

Aber der Mann brummte: „Das ist schön zäh, hält gut, und der Duft! Daß die Kinder gleich in einen guten Geruch kommen. Weiber haben keine Courage."

Kaum war es gesagt, so stürzten sich Mann und Frau auf das Myrtenstöckchen, schlugen ihre Schnäbel ein, hackten, zerrten, stießen mit den Füßchen und den Flügeln.

Rose klatschte in die Hände, wehte mit dem Taschentuch, sprang zugleich auf und lief hin. Aber erst im letzten Augenblick schwangen sich Spatz und Spatzin empor. Und sie sah nun die beiden Uebelthäter aufsteigen, mit dem Myrtenzweiglein in ihren Schnäbeln, sah sie am oberen Balkon in der Säulenverzierung verschwinden, bückte sich vor, starrte hinauf und erblickte dort der Spatzen Nest.

Mit den Zweigen von ihrem Myrtenstock bauten die losen Vögel ihr Nest — mit den Myrten das Nest!

Was war das für ein Omen? — —

Die losen Vögel kamen und entführten ihren Myrtenkranz und bauten ihr Nest mit der Myrte. — — —

Rose hatte beide Hände ineinander geschlungen. Das Haupt sank ihr auf die Brust und sie weinte bitterlich.

Ist er getreu? Spricht das Omen nicht vielmehr: Du brauchst deinen Myrtenkranz nicht — denn er, der ihn dir auf's Haupt setzen wollte, hat deiner vergessen? Die Vögel dürfen ihr Nest mit deinem Myrtenkranze bauen — — —

Da hörte sie das Oeffnen der Thür, eine Stimme schlug an ihr Ohr, deren Klang sie nicht vergessen hatte.

Sie wandte sich bebend herum.

Er war gekommen — stand da vor ihr, den sie ersehnt und erwartet hatte.

Und das Omen! Das böse Omen war ein gutes gewesen! War ein richtiges gewesen! Denn er kam — — — um sein Nest zu bauen.

Ein Rübenhandel.

Als Friedrich der Große im Winter 1761 mit seiner Armee in und bei Strehlen an der Elbe kantonierte, ging er bei gutem Wetter täglich mit dem General v. Zieten in dem Garten, der an sein Quartier stieß, spazieren. Bei einem solchen Gange sah er eines Nachmittags, wie ein preußischer Soldat mit einem Sack auf dem Rücken über den Zaun sprang und hinter ihm her, fluchend und wetternd, ein Bauer jagte, der unaufhörlich rief: „Meine Rüben, meine Rüben, — haltet den Dieb!" Der König vertrat dem Soldaten den Weg und erkundigte sich bei dem mittlerweile vor ihm Posto fassenden Bauer nach dem Vorfall. „Der Soldat hat mir eben einen Sack Rüben gestohlen!" klagte der Bauer.

„Seit gestern haben wir nichts zu essen," entschuldigte sich der Soldat.

Friedrich der Zweite griff in die Tasche, reichte dem Soldaten einen Augustdor (sächsische Goldmünze) und sagte: „Da nimm — kaufe dir Lebensmittel dafür und gieb dem Bauer seine lumpigen Rüben wieder, um die er so viel Geschrei macht!"

Es geschah; der Bauer hielt zögernd den Rübensack in den Händen und sagte endlich stolz zu dem Soldaten: „Wenn Ihm der König einen Augustdor schenken kann, so kann ich ihm auch die Rüben schenken, blamieren lasse ich mich nicht!" Lächelnd blickte der König dem selbstbewußt davongehenden Bauer und dem Soldaten, der seinen Sack wieder aufgeschultert hatte, nach und sagte zu Zieten: „Da haben wir's, wenn zwei zugleich in Generosite wetteifern, dann haben die Spitzbuben den Nutzen davon."